

Tagebuchblätter.

Französische Auslegung norwegischer Natur.

Gustave Geoffroy schrieb heute, Claude Monet eröffne in einer Woche seine Ausstellung. Er stellt nie in den „Salons“ aus.

»Alle fünf, sechs Jahre sammle ich meine Bilder«, sagte er, »und stelle sie in der einen oder anderen Galerie aus, so können meine Freunde sehen, was ich geschaffen habe. Für ›das brave Publikum‹ mache ich mir keine Ungelegenheit« ...

Selbst auf der Weltausstellung 1889 suchte man Claude Monet vergebens – er hatte kein einziges Bild eingesandt ... Aber weit entfernt vom Lärm des Ausstellungsgetümmels in einem kleinen, privaten Saal konnten die, die ihn suchten, eine Reihe seiner Gemälde finden ... *dort* war er allein, Claude Monet, der Verhöhnnte und der Siegende.

In seinem ganzen Leben hat er ja, glaube ich, nur zweimal auf „Ausstellungen“ ausgestellt. Jene war die letzte, wo die Pariser zum Spott ihre Zweischillingmünzen auf die Bilderrahmen hinlegten, um die die Kenner jetzt kämpfen, sie für Zehntausende von Franken zu erwerben.

Sie wurde die letzte, und Monet hat sie nicht vergessen ...

Jetzt in einer Woche zeigt er also seinen Freunden ein Dutzend Leinwände. Und die Bilder, die er in der Zeit malte, als wir hier oben zusammen wohnten, sind unter ihnen.

Diese Bilder – –

Niemals werde ich den Tag vergessen, als ich sie zum ersten Mal sah – ich war wohl der erste, der sie außer seinem Sohn sah. Man kann sich vorstellen, daß er unruhig war; und trotzdem, wir sind es wohl alle, wenn bloß das Kleinste, was man schuf, zum ersten Mal das Auge eines Fremden auf sich ertragen muß – wenn dies der Fall ist und wie gering er auch sei.

Es waren zwölf Bilder.

Georges Rodenbach schrieb einmal über Claude Monet: »Über diese Landschaften sagt man zu sich selbst: daß in der Stunde, wo Claude Monets Auge sie malte, das Auge eines Künstlers auf ihnen weilte – zum ersten Mal.«

Ich bin immer der Meinung gewesen, sie seien übertrieben, diese Worte. Nun fand ich es nicht mehr. Denn es schien auch mir, als hätte ich nie die Natur in Farben gedichtet gesehen – vor diesem Tag.

Es war das Postamt von Sandviken – das kleine, weiß gemalte Holzhaus mit seinen drei Birken, das höchst langweilige Postamt – – könnte man so etwas darüber dichten? Alle Reinheitsträume des hellen, weiß machenden Winters wie ein zartes Licht auf die Birken legen? In einer einzigen Anbetung erschaffen, in dem zarten Schein, in dem weichen Glanz, diesen farblichen Lobgesang der schönen Keuschheit ...

Nun verstand ich ganz Monets Worte, als er eines Abends, mißmutig und müde, sich in seinem Sofa begrub und sich mit der Hand vor dem Schein der Lampe beschattete:

»Ach, wenn ich doch wie die anderen ein Haus, einen Baum, und eine Brücke malen könnte... das muß nämlich leicht sein ... aber ich will das Licht malen, wie es über ihnen liegt ... und das ist das Unmögliche.«

Nicht dies malen will er. Dichten, das ist es, was er will, dieses Licht, das die Träume seiner Seele um die Brücken und die Häuser und die Bäume spinnt.

Es waren sechs Bilder des „Kolsaasen“ – dem großen Berg der Gegend: Dunkelblau ragte er aus der Ebene mit seinem Schnee hervor. Es war ein Bild, wo der Berg hochragte, in königlicher Majestät – ein Thron über dem Lande, wo der Schnee sich wie der Zipfel eines

Hermelinmantels abzeichnete. Aber auf der schönsten Leinwand erhob sich die Gebirgsmasse dunkel und schwarz, wie eine Drohung, über einem nebelumflorten, unglückswangeren Land, das nicht Weg und Steg kannte; nur Schnee und Öde und das einzige Gebirge.

Unter dieses Bild hätte Victor Hugo Verse schreiben können.

Es war eine Dichtung über die ewige und unerbittliche Natur, über das Größere als Menschenleben, über das Gewaltigere als Menschenwerk – das war „Kolsaasen“, wo ich gestern, als ich dort vorbeiging, drei fleißige Frauen sitzen sah, die auf drei Leinwänden nachmalten, gekauft bei Herrn Farbenhändler Bjerche ... Es war derselbe »Kolsaasen«, aber gemalt von Claude Monet ...

An einem der letzten Tage, die wir zusammen waren, betrachtete eine ganze Gesellschaft alle Bilder Monets. Darunter waren ein paar Maler. Ganz nahe an den Gemälden versuchten sie bewundernd die Tricks der Hand zu finden, wodurch sie geschaffen waren.

Fanden sie sie? Ich glaube nicht. Oder wenn sie die Tricks entdeckten – was könnte es nützen? Alle diese Amerikaner, die sich jedes Jahr in Scharen in Giverney, wo Claude Monet fern jeder Welt lebt, einfinden, um malen zu lernen – die tüchtigsten von ihnen stehlen seine Farbe.

Wie schade, daß sie zusammen mit seinen Farben nicht zugleich – seine Seele stehlen können.

... Ich denke oft daran, daß wenn man alt würde oder nicht alt, sondern matt und gealtert, und eines Fähigkeiten dahinwelkten, eine nach der anderen, wie Pflanzen, die verwelken und vertrocknen – so wünschte ich, daß diese Fähigkeit, die zuletzt verwelkte, die Fähigkeit sein solle, bewundern zu können ... daß man selbst wenigstens vorher dahinwelken könne.

Herman Bang

(Quelle: »Dagbogsblade. Fransk Tolkning af norsk Natur« in »Aftenbladet« vom 13.5.1895.
Aus dem Dänischen von Dieter Faßnacht)